

KHALED KHALIFA

KEINE MESSER
IN DEN KÜCHEN
DIESER STADT

ROMAN

ro
ro
ro





Khaled Khalifa

Keine Messer in den Küchen dieser Stadt

Roman

Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich

Über dieses Buch

In Khaled Kahlifas neuem Roman geht es um Syrien von den achtziger Jahren bis heute. Sein erster Roman, «Der Tod ist ein mühseliges Geschäft», war ein Überraschungserfolg. Khalifa, der immer noch in Damaskus lebt, schreibt über Syrien von innen heraus, nicht aus dem Exil wie die meisten seiner Schriftstellerkollegen.

Eine Familie lebt auf dem Land. Doch als der Vater mit einer jüngeren Frau nach Amerika abhaut, zieht die Mutter mit den drei Kindern nach Aleppo zurück, wo sie groß geworden ist.

Die einst blühende liberale Stadt hat sich durch das Assad-Regime verändert. Die Nachbarn singen jetzt seine Lieder, die Kolleginnen an der Schule, an der die Mutter als Lehrerin arbeitet, treten der Partei bei. Über Außenseiter werden Berichte verfasst. Misstrauen und Angst machen sich breit.

Zu Hause versucht die Mutter, die Erinnerung an das alte Aleppo mit seiner Musik, Literatur, dem bunten Basar wachzuhalten. Doch die Wirklichkeit dringt immer tiefer in die häusliche Welt ein ...

Ein melancholisches, berührendes Buch über eine verlorene Stadt und Kultur und ein Lehrstück darüber, was mit Freiheiten, die man für selbstverständlich hielt, passieren kann.

Vita

Khaled Khalifa wurde 1964 in Aleppo, Syrien, geboren. Er studierte Jura an der Universität Aleppo und war Mitbegründer und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift «Alif». Mitglied des zu Beginn der achtziger Jahre gegründeten «Literarischen Forums» an der Universität Aleppo. Er ist Autor von zahlreichen Drehbüchern für Kinofilme und Romanen. Khaled Khalifa lebt in Damaskus.

Shortlisted für den International Prize for Arabic Fiction, ausgezeichnet mit der Naguib Mahfouz Medal for Literature.

Hartmut Fähndrich wurde 1944 in Tübingen geboren. Er lehrte Arabisch und Islamische Kulturgeschichte an der ETH Zürich und lebt in Bern. Er übersetzte u.a. Alaa al-Aswani, Sonallah Ibrahim, Gamal al-Ghitani, Edwar al-Charrat und Nagib Machfus. Ausgezeichnet u.a. mit dem Übersetzerpreis der Arabischen Liga und dem Schweizer Literaturpreis in der Kategorie Übersetzung.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel «Lā sakākīna fī matābih nādihi l-madīna» bei Dar El Ein, Kairo.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Lā sakākīna fī matābih nādihi l-madīna» Copyright © 2013 by Khaled Khalifa

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,

nach dem Entwurf von Anzinger und Rasp, München

Coverabbildung Getty Images

ISBN 978-3-644-00173-2

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Die Lattichfelder

Auf dem Weg nach Hause machte ich mir klar, dass Mutter mit ihren noch nicht fünfundsechzig Jahren eigentlich doch recht früh gestorben war. Trotzdem war ich insgeheim froh darüber und fand, ihr Tod sei vielleicht sogar zehn Jahre zu spät gekommen. Sie hatte ja immer geklagt, sie kriege keine Luft. Einmal sei sie nach dem Mittagsschlaf aufgestanden und habe sich darangemacht, einen langen Brief an irgendjemanden zu schreiben, erzählte mir Onkel Nisâr. Sie hätten angenommen, es sei ein ehemaliger Geliebter oder eine alte Freundin, mit der sie sich über vergangene Zeiten austauschen wollte, Zeiten, die niemandem mehr etwas sagten.

Während ihrer letzten Jahre hatte sie sich fest in der Vergangenheit eingerichtet. Trotz der umfangreichen Begräbnisfeierlichkeiten, die sie gesehen, und der Staatstrauer, die sie erlebt hatte, weigerte sie sich zu glauben, dass der Präsident, wie jedes andere Lebewesen, gestorben war. Das Fernsehen hatte Bilder und alte Reden von ihm gesendet. Man hatte Hunderte von Personen eingeladen, die mit großer Hingabe seine Verdienste priesen und seine endlosen Ehrentitel aufzählten. Und während sie an die Tugenden des Vater-

Führers erinnerten, füllten sich ihre Augen mit Tränen. War er doch Führer in Krieg und Frieden gewesen, der weise Mann der Araber, der beste Athlet, höchste Richter und begabteste Ingenieur. Es fiel ihnen schwer, darauf zu verzichten, ihn auch noch «Gott, den Höchsten» zu nennen.

«Macht und Gewalt sterben nie», erklärte Mutter. «Das Blut der Opfer lässt den Tyrannen nicht sterben. Es ist wie eine halboffene Tür, die immer weiter zugeht, bis der Mörder erstickt.» Sie verlor sich auf der Suche nach angemessenen Formulierungen für ihre Lieblingsgeschichten aus der Vergangenheit, beschrieb begeistert die eleganten Kleider und das hoffnungsgetränkte Parfum ihrer Freundinnen. Sie zeigte Fotos von Demonstrantinnen, die wie ungepflückte Baumwollkapseln aussahen, strahlend weiß in der untergehenden Sonne. Unermüdlich pries sie die Vergangenheit und ließ sie aufleben. So rächte sie sich für ihr bescheidenes Leben. Sie beschrieb die Sonne von einst und den Geruch der Erde nach dem ersten Regen. Sie gab uns das Gefühl, dass sich tatsächlich alles verändert hatte und wir schlecht dran seien, weil wir nicht in jener schönen Zeit leben durften, als Lattich noch wirklich Lattich und Frauen noch Frauen waren.

Ihre hingekritzelter Notizen ließ Mutter tagelang auf dem Tisch liegen, und wir kümmerten uns nicht weiter darum. Staub legte sich auf die Buchstaben, die schon seit zwanzig Jahren mit einer speziellen chinesischen Tinte auf liniertes, nach Zimt duftendes Papier geschrieben wurden, das sie sich

im Schreibwarengeschäft ihres Bruders Abdalmunim am Eingang zum Bab-al-Nasr-Sûk besorgte. Er hatte sich an ihre Besuche und ihre Fragerei gewöhnt und ließ sich nicht mehr auf Reminiszenzen über die gute alte «Straßenbahnzeit» mit ihr ein, wie die beiden ihre dornige Kindheit mit ihrer nicht ganz einfachen Beziehung nannten. Stattdessen reichte er ihr wortlos einen Packen weißer Blätter, schob ihr das Geld zurück und hörte nicht zu, wenn sie ihn bat, mehr Geduld mit ihr zu haben. Er zog sich in seine dunkle Ecke zurück und starrte auf ein verblichenes Familienfoto, von dem er sich nicht trennen konnte. In der Mitte stand lächelnd sein Sohn Jachja mit pomadig glänzendem Haar, seine Brüder Hassan und Hussain hatten ihre Arme um ihn gelegt, eine starke und klare Geste der Solidarität unter den Söhnen der Familie.

Onkel Abdalmunim nahm auf dem Bild nur noch seinen Sohn Jachja wahr, den er zum letzten Mal tot im Leichenschauhaus der Universitätsklinik gesehen hatte, mit verbranntem Gesicht und ohne Finger, Spuren von Stromkabeln und eiternde Stichwunden am ganzen Körper. Ein kurzer Blick genügte, um ihn zu identifizieren. Danach schloss der Gerichtsmediziner mit geübtem Griff den Metallkasten und ließ sich auch nicht durch die inständigen Bitten des Vaters erweichen, das Gesicht seines Sohnes berühren zu dürfen. Ungerührt verlangte der Arzt von ihm, den Leichnam zu übernehmen und ihn ohne Kondolenzfeier zu bestatten, während sechs bewaffnete Fallschirmspringer in voller

Kriegsmontur als Wachen auf den Gängen des Leichenschauhauses patrouillierten.

Noch vor dem Frühgebet war Onkel Abdalmunim in Begleitung seiner Söhne Hassan und Hussain in die Klinik gekommen; ein Freund, der mitgekommen war, wurde sofort des Hauses verwiesen. Sie nahmen den Toten, luden ihn in einen alten, zum Leichentransporter umgebauten Volkswagenbus, und setzten sich um den Sarg herum. Sie starrten sich an und weinten still vor sich hin.

Der Tod lag schwer über den unerträglich trostlosen Straßen von Aleppo. Am Friedhof wurden sie von den Soldaten aufgefordert, den Sarg hineinzutragen, damit der schon wartende Scheich das Totengebet sprechen könne. Onkel Abdalmunim nickte verstört und murmelte ein paar unverständliche Worte. Der Scheich verrichtete in aller Eile das Gebet, hinter ihm standen meine beiden Cousins, die ihren Blick nicht von dem Sarg lösten, aus dem die Soldaten einen Fleischklumpen zogen, der in ein schmutziges Leichentuch gehüllt war. Sie erlaubten ihnen nicht, in die erloschenen Augen zu blicken oder den Toten ein letztes Mal in die Arme zu schließen, wie es Familienmitglieder zu tun pflegen. Die Tränen erstarrten in ihren Augen. Sie schauten nur zu ihrem Vater hin, der noch immer still weinte und Worte murmelte, die niemand verstand oder auch nur zu verstehen versuchte.

Wenn meine Mutter aus ihren langen Absenzen erwachte, setzte sie sich an den wackligen Esstisch neben Onkel Nisâr, der leise vor sich hin sumnte wie eine taube Fliege. Sie las ihm ein

paar Zeilen des Briefes vor, den sie an einen von ihr «lieber Freund» genannten Mann gerichtet hatte. «Alles ist zu Ende. Ich erwarte nicht, dass du dein Versprechen, mit mir auf dem Deck eines Ozeanriesen Tango zu tanzen, noch einlösen wirst.» Sie hatte die verklausulierten Formulierungen ihrer früheren Briefe aufgegeben und sagte klar und deutlich, man könne Männern, die wie Ratten stänken, nicht trauen. Ohne jegliche Furcht vor der Postzensur stellte sie in einer letzten mutigen Aufwallung fest, dass ihr alles egal sei. Anerkennung bedeutete ihr nichts mehr, und sie dachte auch nicht mehr daran, dass sie eine Frau sei, die gefehlt hatte. Vielmehr dachte sie, dass sie mit festem Schritt auf den Tod zugehen müsse, würdig ihrer großen Träume, die schon vor ihr gestorben waren. Sie hatte nichts mehr von ihrer Niederlage zu verbergen.

In den letzten Monaten vor Mutters Tod saß Onkel Nisâr abends immer auf einem alten Holzstuhl und lauschte dem Gerede seiner Schwester, wenn sie mal wieder aus ihrer Absenz erwachte und ihm im Brustton der Überzeugung von ihren Halluzinationen erzählte, als habe sie, sie allein, einen Film gesehen, der für andere unsichtbar blieb. Sie sprach ganz nüchtern von den Gespenstern, die meinen Bruder Raschîd verfolgten, und fragte, wie es um das Land stehe. Bevor sie wieder in ihrem Schweigen versank, redete sie mit überraschender Kraft, in klaren Sätzen und ohne zu stocken, stundenlang über Gemüsepreise oder über ihre Erinnerungen an die Nächte mit meinem Vater in dem alten Steinhaus unweit des Bahnhofs von Maidân Akbas. Sie lachte wie jede andere

Frau, wenn sie sich seufzend daran erinnerte, wie sie Elena Kaffee serviert und ihr beigebracht hatte, wie man Aprikosenmarmelade macht.

Wer sie nicht kannte, hätte ihr Zusammensitzen für völlig natürlich halten können. Ein Bruder und eine Schwester, die beschlossen hatten, ihr Alter gemeinsam zu verbringen, Sonnenblumenkerne knabbernd, plaudernd und mit der Familienvergangenheit abrechnend, die sie nie losgelassen hatte. Beide fühlten sich gedrängt, alte Bekannte und Verwandte durchzugehen, und wenn sie entdeckten, dass sie alle entweder schon tot oder weggezogen waren, verstummten sie und dachten daran, dass diese Vergangenheit, so schön sie auch gewesen sein mochte, ihnen nichts als Unglück gebracht hatte.

In ihren letzten Tagen war Raschîd verschollen. Seine Abwesenheit war für sie unerträglich. Sie erzählte uns, geistig klar oder umnachtet, er sei nicht tot, er werde zurückkehren. Ich schwieg, außerstande, irgendwelche Geschichten über die Abwesenheit meines Bruders zu erfinden. Mutter lebte auch so schon hinlänglich in Illusionen. Man musste ihre Gefühle nicht noch mit einer weiteren Phantasiegeschichte verletzen. Mich machte es traurig, dass Raschîd sich nicht von unserer toten Mutter hatte verabschieden können, dass er nicht über den Verlust unserer Träume weinen konnte. Ich wünschte mir, er wäre hier gewesen, um gemeinsam mit mir an der Tür zum Kondolenzsaal zu stehen, den Onkel Nisâr gemietet hatte, um uns die Peinlichkeit zu ersparen, die Leute unser Domizil sehen

zu lassen, das jedem, der auch nur einen Blick darauf warf, deutlich machte, wie weit es mit den Familienträumen gekommen war.

Onkel Nisâr bat mich, nach meiner Schwester Saussan Ausschau zu halten und sie heranzuschaffen. Er konnte seine Tränen nicht zurückhalten, aber seine Stimme war fest – so fest wie Mutters Stimme, als sie uns erzählte, Vater habe uns mit einer dreißig Jahre älteren Amerikanerin namens Elena verlassen und sei nach New York gegangen. Einfach so. Er sei nicht gestorben, es gebe aber keinen Grund, ihn zurückzuerwarten. Sie breitete ein Stück englisches Tuch vor uns aus, außerdem drei ausgestopfte Adler und eine Anzahl gestreifte Hemden, abgetragene Hosen und Abzeichen und spezielle Kopfbedeckungen aus seiner Zeit als Eisenbahnangestellter. «Ihr könnt euch sein Erbe teilen», sagte sie gleichgültig, aber als sie die Tür hinter sich zuschlug, hörten wir sie schluchzen, und es roch nach einer schrecklichen Katastrophe.

Ich nahm mir die Zeit, Mutters Fotoalbum durchzublättern. Es war ledergebunden und hatte seine Farbe und seine Weichheit nicht verloren. Es hatte eine gewisse Weihe erlangt – als einziges Stück in unserer Wohnung, das noch ansehnlich war. Ich betrachtete die Bilder unserer Schwester Suâd, deren bleiches Gesicht wir uns ebenso wenig erklären konnten wie ihr nächtliches Geschrei, das klang wie das Heulen eines einsamen Schakals in den Bergen.

Suâds nicht enden wollendes Delirieren während der Wochen unmittelbar vor ihrem Tod zwang uns, über unser Schicksal nachzudenken. Das Familienbild an der Wohnzimmerwand war zum Albtraum geworden, den wir zu verdrängen versuchten, zu einer fast obszönen Lüge: ein Vater, der uns mit einer alten Trümmergräberin verließ, nachdem ihr meine Mutter noch die Herstellung von Aprikosenmarmelade beigebracht hatte, und eine erbarmungswürdige Schwester, von der wir nicht wussten, was mit ihr los war und warum sie mit weit aufgerissenem Mund nach Luft rang. Wir mochten sie, aber Mutter hielt sie für eine persönliche Schande, die man vor den Augen aller verstecken musste.

Ich war damals gerade zehn Jahre alt und wusste nichts von Tod und nichts von Schande. Saussan fasste Suâd an den Schultern und schüttelte sie, wie immer, wenn sie stritten, aber Suâd bewegte sich nicht. Mutter wartete bis zum frühen Morgen. Dann trug sie sie, in eine alte Decke gewickelt, auf den Friedhof, begleitet von ihrer Freundin Narimân und Onkel Nisâr. Uns erzählte sie am Abend, Suâd werde nie mehr zurückkommen. Tod bedeute, dass jemand wegging und auf immer wegblieb, erklärte sie uns kurz und bündig. Darüber, wie man sich fühlt, wenn man seine Schande mit eigener Hand begräbt, sagte sie nichts.

Wir glaubten nicht, dass die süße Suâd endgültig verschwunden war. Wir mussten sie suchen, drängte ich Saussan, vielleicht verstecke sie sich ja wie früher irgendwo in den Lattichfeldern oder am Bahngleis in der Nähe, wo sie aus

Nägeln Schwerter fertigte, mit denen sie vor nicht vorhandenen Fahrgästen herumfuchtelte.

Immer wenn der Zug an unserem Haus vorbeifuhr und seinen kläglichen Pfiff ausstieß, riss Suâd die Tür auf, rannte hinaus und zählte freudig die Wagen. Der Lokführer könne fliegen, erzählte sie uns und versicherte, sie habe seine Flügel gesehen. Wir nickten vertrauensvoll und stellten uns, wenn der letzte Wagen hinter der Biegung verschwunden war, vor, wie der Zug abhob und über den Feldern am Himmel schwebte. Auf die Frage, wo er denn schließlich lande, erklärte sie ernsthaft, als hätte sie diese Frage erwartet, der Lokführer fliege immer weiter bis zu seinem Tod. Mit kindlicher Freude zeigte sie auf ihren mageren Körper und sagte: «Genau wie ich.»

Wir wanderten über die Lattichfelder und kamen irgendwann zum Friedhof, wo wir den Wächter nach Suâds «Heim» fragten. Er wies auf einen Erdhaufen. Saussan schlug wütend mit den Fäusten darauf, bis sie erschöpft zusammenbrach. Sie solle aufhören zu heulen, herrschte ich sie an, wir müssten vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein. Im strömenden Regen gingen wir heim, und ich fand nichts dabei, Raschîd zu erzählen, Suâd habe uns gehasst und komme nie mehr zurück, weil er ihr ihren Holzzug weggenommen habe. Saussan bestätigte das unbekümmert. In der Nacht hatte ich einen Traum: Suâd lenkt einen langen Zug, der eine Schar flügelloser Vögel mit langen Schnäbeln transportiert. Sie singen ihr hübsche Lieder vor. Ihr Haar ist weiß und lang. Sie blickt lächelnd vor sich hin, ein Engel, den niemand sieht.

Ich behielt den Traum für mich und erzählte nur Saussan davon. Doch als ich ihr Suâd beschrieb, die mit langen weißen Haaren immer wieder vor mir erschien, lachte sie und nahm mich nochmals mit zum Friedhof. Unterwegs pflückten wir Blumen. Dann stellten wir uns neben den noch unbeschriebenen Grabstein, und Saussan erzählte mir mit tiefem Ernst, Suâd könne hier weder lachen noch atmen und die Würmer würden sie fressen. Da begriff ich, dass der Tod bedeutete, dass diejenigen, die wir gernhaben, nicht mehr da sind.

Viele Jahre später saß ich mit Saussan in einer billigen Bar namens «Express» und erinnerte sie an ihre Worte von einst. Der Tod sei nicht so sehr die ewige Abwesenheit, erklärte ich ihr, sondern eher der Abschluss der Erinnerungen. Und mit einem leicht besäuselten Kopfnicken stimmte sie zu. Ob ich denn Suâd noch sähe, wollte sie wissen. Ja, täglich, log ich. Sie schaute traurig vor sich hin, nahm meine Hand und bemerkte, dreißig Jahre sollten eigentlich reichen, um jemanden zu vergessen. Plötzlich wurde mir klar, dass sie beim Sprechen über den Tod Mutters Ausdrucksweise übernommen hatte, außerdem ihre langsamen, etwas gekünstelten Handbewegungen. Dass Saussan meiner Mutter zu gleichen begann, stimmte mich traurig, und ich war drauf und dran, sie zu fragen, wie sich das anfühle, mit einer Frau zu verschmelzen, die sie so verabscheute.

Raschîd versuchte mich zu überzeugen, dass Saussan log. Dreißig Jahre, sagte er, seien nicht genug, um jemanden zu

vergessen, den man liebte. Erst später begriff ich, dass vergessen bedeutet, kleine, vergessene Einzelheiten nochmals zu beleuchten, bis wir glauben, dass sie wahr sind und nicht nur unsere eigene Einbildung. Zu dieser Zeit begann ich, mit Genuss auf der ruhigen König-Faissal-Straße zu promenieren und darüber zu sinnieren, dass auch Aleppo so vergänglich war wie das Vergessen. Alle wirklichen Bilder, die von der Stadt blieben, würden irgendwann zur Lüge werden, die wir jeden Tag neu erfinden, um nicht zu sterben.

Suâds Tod ließ uns darüber nachdenken, wie man dem Tod entkam. Raschîd und ich nahmen nachts unsere Decken und legten uns neben Saussan, die uns an sich drückte, weil sie sich vor Suâds Geist fürchtete, von dem Raschîd versicherte, er schwebe allnächtlich ums geschlossene Fenster. Er erging sich in detaillierten Beschreibungen und bediente sich dabei des Vokabulars der Harmonielehre und der Titel einiger Stücke für Geige. Alle drei schienen wir auf der Flucht vor einem unentrinnbaren Schicksal, das uns erwartete, wenn es dunkel wurde und das Haus in Stille versank. Saussan hieß uns, den Mund zu halten. Wir drängten uns an ihren heißen Körper, und sie zog uns an sich, als suchte sie auf diese Weise einen Weg, ihre Furcht zu vertreiben.

Ich weiß nicht, warum mich meine Füße zwanzig Jahre später nochmals, ein letztes Mal, an Suâds Grab führten. Ich legte ein paar Blumen und einige Olivenzweige darauf, die ich aus unserem Garten mitgebracht hatte. Dann setzte ich mich für ein paar Stunden neben den kleinen Hügel und weinte. Zum

ersten Mal weinte ich darüber, dass sie uns verlassen hatte. Ganz anders als Raschîd, der eine ganze Woche lang geheult, sich dann die Tränen abgewischt und erwartet hatte, dass sie zurückkam, um mit ihm weiterzuspielen. Das Weinen befreite mich von meinen Träumen, die zu unerträglichen Albträumen geworden waren, in denen Suâd als alte Frau auftrat, zugetüncht mit billigem Make-up wie Saussans Freundinnen, nicht wie das kleine Mädchen, das mich einmal fragte, ob ich wüsste, ob die Toten noch älter werden. Ich suchte den Friedhofswärter, um ihm die immer gleiche Frage zu stellen, ob er sich um das Grab gekümmert habe. Der Friedhof werde in Bälde vor die Stadt verlegt, erklärte er ungerührt. Mein Bruder Raschîd habe schon ganz offiziell Suâds sterbliche Überreste in Empfang genommen. Ich erschrak. Ich hatte also über einem einfachen Erdhaufen geheult. Ich erzählte Mutter von den sterblichen Überresten Suâds, die nun also wieder bei uns wohnte. Mutter zeigte sich überrascht, dass ich mich noch an Suâd erinnerte, machte aber keinerlei Bemerkung über die erneute Erwähnung ihrer alten Schande. Sie sah mich bloß an, wie einen Fremden. Der Schnitt einer Rasierklinge auf meiner rechten Wange und die Kleider, die scharf nach Schweiß rochen, erinnerten sie nicht mehr an den kleinen Jungen, den sie fest an der Hand hielt und ihm markante Stellen zeigte, die er sich einprägen sollte, um sich nicht zu verlaufen. Männer mit dicken Schnauzbärten, hatte sie mir damals erklärt, würden kleinen Kindern auflauern, die zart wie Lattichblätter seien, um ihnen in den verlassenen Kirschgärten Gewalt

anzutun. Hoffnungsvoll blickte sie zum fernen Horizont und trällerte lachend ein paar Kinderlieder. In der Schule stellte sie sich dem Rektor als eine Kollegin mit gutem Ruf vor und erklärte kurz, ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, sei nach Amerika ausgewandert, wohin wir ihm in ein paar Jahren folgen würden. Doch die unverfrorenen Blicke des Rektors erinnerten sie daran, dass sie nichts als eine verlassene Frau war, nach der die Männer gierten.

Ruhig trank sie ihren Kaffee und gewann ihre Fassung zurück. Dann machte sie dem Rektor ein weiteres Mal verständlich, dass sie selbst auch einmal Lehrerin gewesen war, die den Respekt ihrer Schüler genoss, denen sie beizubringen versuchte, auf sich selbst zu hören. Sie sei um ihrer Kinder willen in ihr geliebtes Aleppo zurückgekehrt, schloss sie und lobte und beschimpfte dann in einem wilden Durcheinander die Leute vom Dorf. Als sie bemerkte, dass der Rektor Verständnis für ihren Schmerz hatte, setzte sie noch eins drauf: Der Aufstieg des Militärs, erklärte sie, wecke kein Vertrauen. Er stimmte ihr darin zu, dass die nächste Zeit bitter wie Rüben werde. Mir, dem neuen Schüler, schüttelte er anerkennend die Hand. In meiner oberen Jackentasche steckte ein zitronenparfümiertes Spitzentüchlein, meine Fingernägel waren geschnitten und mein Haar mit parfümiertem Henna geglättet. Der Rektor verabschiedete sich respektvoll und mit mehrfachem Kopfnicken von Mutter. Das Leben sei schwierig, betonte er wiederholt, ohne eine Presse, die Kritik üben dürfe. Sie solle doch nach Exemplaren von *al-Bairaq al-masâ'îja*, der

«Abend-Standarte», Ausschau halten, legte er ihr ans Herz, und die Artikel lesen, die er darin über die Trennung von Religion und Politik publiziert habe.

Dann führte er mich höchstpersönlich in meine Klasse. Einen langen Gang entlang in einem Gebäude, das ein französischer Architekt als Sanatorium für Tuberkulosekranke gebaut hatte, die, bevor sie dahinschmolzen wie eine Portion Eis in der Mittagshitze, die hohen Decken und die geräumigen Zimmer betrachteten. Die Fenster gingen auf Beete hinaus, in denen Rosen in der Frühlingssonne leuchteten.

Mein erster Lehrer, dem der Rektor rasch ein paar Worte zuflüsterte, begrüßte mich freundlich. Er setzte mich in die erste Reihe, neben einen schwächlichen Jungen, der irgendwie aussah wie ich. Ich streckte ihm meine Hand hin, und wir wurden Freunde. Er hieß Dschâbir und wohnte nicht weit von uns entfernt. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit erzählte ich ihm von meinen Geschwistern und lud ihn zu uns ein. Wir spielten zusammen und schworen uns ewige Brüderschaft – eine Szene, bei der wir zu Saussans Belustigung unser Blut mischten. Wir wurden unzertrennlich und verbrachten die meiste Zeit in meinem Zimmer, wo wir aufmerksam meinem Bruder Raschîd lauschten, der uns auf der Geige unsere Lieblingsmelodien vorspielte.

Ich schlug Mutters Ermahnungen in den Wind und wanderte keck auf den Feldwegen, ohne Angst vor perversen Männern. Ich streifte mit Dschâbir durch die engen Gassen im Viertel. Wir lasen Baumwollfetzen bei den Entkörnungsbetrieben in Ain al-

Tall auf, klauten Kupferdrähte und suchten in Abfallhaufen nach leeren Glasflaschen. Diese Waren verhöckerten wir auf dem Sonntagsmarkt in der Nähe, und der Erlös erlaubte uns, am Nachmittag ins Kino Opera zu gehen, wo wir begeistert ägyptische Soaps und indische Bollywoodfilme anschauten, in denen die Liebe am Ende stets siegte.

Ich setzte mich auf den Platz neben Dschâbir und genoss den kühlen Raum und die wenigen Personen, die die Vorstellungen am Tage besuchten – gespannt auf das Auftreten von Nadschla Fathi, meiner Angebeteten, die in knappen Kleidern ihre Rundungen zur Geltung brachte. «Wenn ich mal groß bin», erklärte ich Dschâbir, «gehe ich nach Ägypten und suche nach Nadschla Fathi; dann erzähle ich ihr, dass du sie grüßen lässt.» Er stieß mich in die Seite, und als ich mich zu ihm drehte, sah ich ihn in Tränen aufgelöst und auf den Regisseur schimpfend, der den Film enden ließ, ohne uns zu sagen, wie die Bösen bestraft wurden und unsere Helden, die sich liebten, die Freuden der Liebe erlebten. Wir versuchten, den Film weiterzuspinnen. Ein Felafel-Sandwich von Arax verschlingend, wanderten wir zurück in unser Viertel – die Sulaimanîja-Straße entlang, aus deren Läden es nach Wein und Pastrami roch. Ich wollte Dschâbir überreden, auf die Sieben-Uhr-Straßenbahn zu warten, doch er winkte ab und schimpfte lachend auf alle Züge. Also wartete ich allein, legte ein paar große Nägel auf das Gleis und hoffte, dass die Eisenräder sie in Schwerter umwandelten. Diese nahm Dschâbir zum Metallwarenladen seines Onkels mit und bohrte in jedes ein

Loch, damit wir sie um den Hals tragen konnten und aussahen wie Banditen.

Mutter betrachtete diese Schwerter an meinem Hals, die verdreckten Kleider und die ungepflegten Fingernägel. Ich kam ihr vor wie ein Bettler, und in ihren Augen konnte ich lesen, dass sie mich auf Abwegen sah. Das würde unsere anständige Familie ruinieren, die zu schützen sie so entschlossen war – vor dem Durcheinander auf der Straße und vor den Männern, die nach Essigrüben rochen.

Doch die Ruhe im Haus währte nicht lange. Bald war es umgeben vom Lärm der Brüder des Genossen Fawwâs und dem Geblöke der Schafe und Gemecker der Ziegen, die sie vom Dorf mitgebracht hatten. Sie bauten einen großräumigen Hühnerstall und verteilten sich selbst auf die vielen Zimmer im Nachbarhaus. Die Ehefrauen dieser Brüder, Bäuerinnen, verbrachten im Sommer den halben Tag damit, Auberginen zu rösten und ihren Kindern, die vergnügt herumtobten, den Rotz abzuwischen. Sie versicherten dem Genossen Fawwâs, der als der Älteste das Familienoberhaupt war, dass sie ebenso hinter dem Führer standen wie er. Abends schmetterten sie, inmitten von loderndem revolutionärem Getöse, im Chor Parteigesänge. Damit nicht genug, drehten sie den Lautsprecher hoch und spielten die Ansprachen des Präsidenten ab. Dazu jubelten sie ohrenbetäubend.

Mutter war verzweifelt wegen des Lärms. Und ihre Verzweiflung wuchs noch, als sie herausfand, dass die meisten ihrer alten Freundinnen inzwischen Parteimitglieder waren.

Sie schmückten die erste Seite ihrer Notizhefte mit Aussprüchen des Großen Führers und konnten alle Lieder zu seinem Lob und Preis auswendig. Sie stellte auch fest, dass diese Freundinnen wie Pinguine geworden waren, alle ähnlich gekleidet, alle nach dem gleichen billigen Parfüm riechend. Sie zog sich in sich selbst zurück und begann, an einer imaginären Welt zu weben, in die sie die Stimmen ihrer alten Freundinnen holte, als sie noch demonstrierten, unterbrochen von ferner Musik. Ein solches Parallelleben sei gar nicht so schlecht, redete sie sich ein. Man müsse ja nicht unbedingt Freund seiner Feinde sein.

Traurig schaute sie mich an. Ich sah inzwischen aus wie die Söhne unserer Nachbarn: schmutzige Kleider, verfilzte Haare. Sie schleifte mich ins Badezimmer und machte sich daran, mich zu säubern. Sie schrubbte meine Hände mit einem Öl aus Baumwollsaamen, das mich an den Geruch einer Maus in einer Falle erinnerte. Inzwischen zerrissen Raschîd und Saussan unbekümmert meine Bücher, warfen die Papierfetzen hoch und ließen sie wie Schneeflocken herabrieseln. Saussan träumte davon, darunter mit einem romantischen Liebhaber zu wandeln, der sie an der Hand über die Brücken einer fernen Stadt führte und sie am frühen Abend sanft küsste.

Wir mochten unser neues Haus: aus weißem Stein gebaut, über der Tür ein kunstvoll eingemeißelter Koranvers mit ineinander verschlungenen Buchstaben. Meine Mutter sperrte sich nicht dagegen, als der Baumeister den Wunsch äußerte, etwas in den

Torbogen zu gravieren. Sie überließ nichts dem Zufall. Sie kaufte auf dem Sonntagsmarkt ein paar gebrauchte Messingbetten im klassisch französischen Stil, brachte die Beine in Ordnung und die Verzierungen auf Hochglanz. Dann verteilte sie sie auf unsere Schlafzimmer. Das größte behielt sie für sich selbst. Darin verbrachte sie ihre einsamen Nächte und ließ ihre noch verbliebenen Erinnerungen an unseren Vater aufleben. Die Geschichte ihrer Ehe und seiner Flucht erschien ihr wie ein Film, ein unglaubliches Melodram. Die Brutalität, von der mein Vater immer wieder gesprochen hatte, bevor er mit dieser Amerikanerin weglief, nahm sie erst wahr, als sie sich, alleingelassen mit ihren Kindern, selbst durchschlagen musste – in diesem von einer Partei beherrschten Land, die alle Freiheiten beschnitt. Zeitungen wurden verboten, andere Druckerzeugnisse konfisziert, das Parlament wurde aufgelöst, eine neue Verfassung verordnet, die dem heißgeliebten Präsidenten unbeschränkte Befugnisse einräumte. Dieser ließ unmittelbar nach seinem Putsch seine alten Kampfgefährten, darunter auch den ehemaligen Präsidenten Nuraddîn al-Atâssi, ins Gefängnis stecken, wo sie viele Jahre später kreperten. Die Partei behielt sich den alleinigen Anspruch vor, das Land zu führen, das sich mit Ausnahmegesetzen und Sondergerichten durchwurstelte. Der Präsident, dessen Tod im Juni 2000 meine Mutter nicht glauben konnte, beanspruchte für sich alle wichtigen Ämter, von der Präsidentschaft bis zum Vorsitz der herrschenden Partei und der obersten Heeresleitung, sogar die Einsetzung der

Verfassungsrichter, die Ernennung des Regierungschefs und die Auflösung des Parlaments waren ihm vorbehalten.

Vater war oft sternhagelvoll nach Hause gekommen und hatte einen Riesenzirkus veranstaltet. Er weckte uns, und es kümmerte ihn nicht, dass wir uns vor ihm fürchteten. Er bespuckte das Familienfoto, das einen Ehrenplatz an der Wand einnahm, und fragte: «Welchen Sinn hat es denn, die gleichen Dinge am selben Ort immer wieder zu tun?» Er klagte über den würgenden Druck und schimpfte wütend auf den Bahnhof, wo er arbeitete, und auf die Partei samt all ihren Informanten. Selbst der starke Kaffee, den Mutter ihm machte, bewirkte nichts. Sie drängte ihn hinaus in den Hof, an die frische Luft, strich ihm besänftigend über die Hände und wartete geduldig, bis er sich beruhigt hatte. Üblicherweise schimpfte er auf Gott, der ihn in diesen tristen Bahnhof gesteckt habe, wo es nach Verwesung und der Blödheit der Eisenbahnangestellten stank. Er habe einen besseren Ort verdient, um seine Träume zu verwirklichen, erklärte er immer wieder.

Gegen Morgen verstummte er in Mutters Armen. Sie brachte ihn ins Bett wie einen Säugling und hörte ihn schon nach wenigen Augenblicken schnarchen. Das beruhigte sie, fürs Erste war sein Leiden zu Ende. Wir, Saussan, Raschîd und ich, seufzten erleichtert auf, wenn er nicht auch noch nach Suâd trat, was häufig vorkam. Sie starrte ihn wie ein Wesen aus einer anderen Welt an und heulte los, sobald er sich ihr näherte. Dann rannte sie zu Saussan und vergrub ihren Kopf an

ihrer Brust. Saussan umarmte uns alle liebevoll wie eine kleine Mutter.

Mutter brachte, als Teil ihres Erbes, ihre alte Nähmaschine aus dem Haus unseres Großvaters mit. Sie nähte aus billigem buntem Stoff Leintücher und Kissenüberzüge und schuf so mit ihrem wenigen Geld unsere neue Zauberwelt. Mit ihrer Freundin Narimân verbrachte sie viel Zeit auf dem Markt. Sie feilschte wie alle anderen armen Frauen, und manchmal fand sie irgendeinen mickrigen Gegenstand, den sie mit magischer Hand neu belebte: mamlukische Leuchter, deren Eigentümer blind für die Schönheit der Ornamentik waren; eine italienische Kommode, auf deren Vorderseite eine traurige Schlange und eine nackte Frau eingearbeitet waren, nicht unähnlich den Frauendarstellungen der Renaissance; ein paar Louis-XVI-Sessel aus Nussbaumholz, die, frisch aufgearbeitet und bezogen, ins Gästezimmer kamen. Im Wohnzimmer stand eine bequeme Polstergruppe, die Mutter in einem Secondhandshop beim Bab al-Nasr erstanden hatte. Der Schreiner hatte seine Initialen in das Holz des Sofas geritzt, was Mutter vor ihren Besucherinnen behaupten ließ, das Möbel stamme von einem berühmten italienischen Designer. Sie konnte lange davorstehen, von den neuen Farben träumen, in denen sie es beziehen lassen wollte, um dann, an langen Winterabenden, wenn es draußen heftig regnete, darauf zu liegen, gleich neben dem Ofen. Ihr Parfüm würde einen Mann anlocken, dessen

Jahrelang hatte er darüber nachgedacht, wodurch der Tod für eine Sache sich vom Tod durch einen Verkehrsunfall unterschied. Gab es den Tod wirklich in Geschmacksvarianten? Onkel Nisâr nickte und ermutigte seinen Neffen und langjährigen Freund, die Lasten abzuwerfen und sich von den Gedanken zu befreien, die ihn bedrückten.

Raschîd sprach mit Nachdruck von den Varianten des Todes. Ausgiebig pries er den Freitod, gewählt von jemandem, um dem Leben im richtigen Augenblick ein Ende zu setzen, sich von den Albträumen zu befreien und dem Schicksal zu trotzen.

«Was nützt es, immer so weiterzuleben?», fragte er. «Was haben all diese Menschen zu erwarten, die alt werden, ohne je glücklich gewesen zu sein?»

Nur sehr selten hatten wir Raschîd in Begleitung einer Frau gesehen oder ihn ganz normal reden gehört: vom Wunsch, eine Familie zu gründen und Kinder zu haben, die er, wenn ihnen plötzlich etwas fehlte, zur nächsten Krankenstation tragen musste; Kinder, die im Nu heranwachsen würden, die zur Schule gingen, daran dachten, den Vater umzubringen und gegen altbackenes Denken zu rebellieren. Für mich war es eine verstörende Entdeckung, dass keines von uns Kindern je daran gedacht hatte, eine Familie zu gründen. Als ob es völlig normal wäre, dass wir allein blieben. Höchstens Saussan könnte einmal Kinder haben, dachten wir. Wir anderen könnten im besten Fall helfen, sie zu erziehen und zu verwöhnen. Ich versuchte oft, mir ein Bild von einer solchen hypothetischen Familie zu machen, doch irgendwie passte Saussan nie richtig hinein, und

das Bild blieb unvollständig. So viele Jahre waren inzwischen vergangen, und noch immer träumten wir davon, gemeinsam friedlich am Mittagstisch zu sitzen und für uns über triviale Dinge zu unterhalten – wie wir beispielsweise unsere mageren Einkünfte zusammenlegen und für Raschîd Geld verfügbar machen konnten für die Anschaffung eines Schlafzimmers und einer Polstergruppe für die Wohnung, die er sich mit einem Bankkredit gekauft hatte. Doch Raschîds gelöstes Gesicht und seine klaren Worte über den Tod ließen die wenigen Bilder zerstieben, die ich mir in meinen Wachträumen zurechtgelegt hatte. Ja, wir alle träumten noch von der Familie!

Stundenlang saßen wir bei Raschîd, während dieser die Gesichter seiner Kameraden nachzeichnete. Er sprach von Bagdad, und Dutzende von Malen kam er auf die unbekannten Toten zurück, die den Tigris hinabtrieben, ohne dass sich jemand die Mühe machte, sie ans Ufer zu ziehen. Niemand mehr hatte die Zeit, die Toten zu bestatten. Um beerdigt zu werden, brauchte man eine Familie und das Grab einen Grabstein. Die Leichen auf dem Fluss führten ihn zu seinen Überlegungen über die Ursachen des Todes zurück. Diese Unbekannten hatten aus unterschiedlichen Gründen den Tod gefunden – an einem Ort, an dem niemand mehr fragte, warum jemand starb und sich nur noch am letzten Lebensodem festkrallte: Vielleicht waren sie ja Opfer eines Clankrieges oder einer religiösen Auseinandersetzung, vielleicht waren sie auch von amerikanischen Soldaten umgebracht und in den Fluss geworfen worden. «Am Ende ist das gleichgültig», erklärte

Raschîd, «das Paradies ist sowieso eine Illusion, die die Schwachen brauchen, um die Kraft zu finden, den *Barsach* hinter sich zu bringen, den Moment, der das Leben vom Tod trennt, den kurzen Augenblick zwischen dem letzten Seufzer und dem letzten Stöhnen, nach dem tiefe Ruhe herrscht und alle Fragen ein Ende gefunden haben.» Und dann schloss er: «Das ist der Tod, nicht die Vollendung der Erinnerungen.»

Am frühen Morgen stand er auf und ging mit festem Schritt in sein Zimmer. Onkel Nisâr saß, in tiefes Stillschweigen versunken, in seinem Sessel. Ihn hatten die Fragen verletzt, die uns Raschîd wie einen Zwetschgenstein ins Gesicht gespuckt hatte. Eine schreckliche Szene ließ mich nicht los: Wir standen an einem verlassenen Bahnhof und hörten vom Tod des Präsidenten. Ich starrte Saussan an, die um ihren Henker weinte. Für einen Augenblick war ich drauf und dran, in Tränen auszubrechen – aber für meine tote Mutter, an die ich plötzlich denken musste.

Onkel Nisâr weinte lautlos. Langsam kroch der Morgen herein. Ein wiederholtes Schluchzen gab mir das Gefühl, dass wir unsere Seelen bewachten, die sich mühten, den Körpern zu entkommen. Im Zimmer war es stickig, mir wurde übel. Als ich aufstand, um ins Bett zu gehen, bemerkte Onkel Nisâr: «Raschîd will sterben.» Es klang, als ermahnte er mich, mich warm anzuziehen, draußen sei es schneidend kalt.

Als ich die Tür unseres Zimmers öffnete, erschrak ich. Raschîds Körper hing von der Decke wie eine dieser mit Fliegenkacke verdreckten elektrischen Lampen. Onkel Nisâr,

der hinter mich trat, erblickte ihn ebenfalls durch die offene Tür. Er begann zu schluchzen. Er hatte es gewusst und den Morgen abgewartet, um dem Freund seines Lebens genügend Zeit zu lassen, die Schlinge solide zu befestigen. Es sollte kein Zweifel bleiben, dass man ebenso einfach sterben wie einen Becher Wasser auf verbrannte Erde schütten konnte.

Damaskus–Iowa–Hongkong

Herbst 2007 – Frühjahr 2013